

I can't cry much louder than this (Robert Cambrinus, A 2012, 11 min)

Drehli Robnik

Wie so oft in Film und im Leben ist der Titel hier Programm, aber anders als es zunächst scheint. "I can't cry much louder than this": Das lässt einen Film vermuten, der wie ein gequälter Aufschrei ist; doch das expressive Pathos, das hier anklingt, weicht einem komplexen, immer wieder gewitzten und witzigen Sprachspiel, bei dem etwas in ostentativer Weise *gar nicht* erklingt, und das sich seine Momente von Pathos auf überraschende Art ins Spiel holt.

Dies ist ein Film über bewegte Medienbilder von gegenwärtigen gewalttätigen sozialen/politischen Aufständen, sowie von Natur/Technik-Katastrophen und dem, was sie zurücklassen. Der Film *besteht* auch aus solchen Bildern samt ihren O-Tönen (aus einer BBC-Datenbank), sowie aus einem räsonnierenden Kommentar, der allerdings gänzlich über englischsprachige Inserts nach Art von Dialog-Untertiteln erfolgt. Dass die Stimme dazu (wir könnten uns hier, zum Vergleich, die Voice-over eines Harun-Farocki-Essayfilms vorstellen) eben nicht zu hören ist, macht die Schrift umso eigenartiger zu lesen: als tonlosen Ausdruck eines Schreis, der halt nicht viel lauter möglich ist.

"I can't cry much louder than this" – das mutet auch in dem Sinn pathetisch an, dass sich hier ein ausdrückliches Ich über sein (Un-)Vermögen ausspricht. Eine Bekundung von Subjektivität; auch diese ist in der Entfaltung des Films verspielter und verwickelter als der Titel suggeriert. "I see things differently" lautet der erste von drei Quasi-Kapiteltiteln, gefolgt von mit Inserts betexteten Bildern von Straßenkundgebungen, bei denen demonstrierende Massen mit den Knüppeln und dem Tränengas der jeweiligen Polizei kollidieren. Wir vermuten es, der Abspann bestätigt es: Die Bilder kommen aus Athen, aus Staaten der Arabischen Aufstände, aus *occupied* New York und dem London der Sommer-Riots 2011, mit Helicopter-Shots einer infernalischen nächtlichen Feuersbrunst. Das Autoren-Ich, das anders sieht, gibt sich bescheiden: "I can only speak for myself." Das ist umso bemerkenswerter, als die Titel unüberhörbar eben nicht sprechen.

Dem Anders-Sehen und Nicht-viel-lauter-schreien-Können folgen in Kapitel 2 und 3 die Bekundungen "I hear things differently" und "I have no voice". Da eskaliert nun die Vertracktheit der Verknüpfungen: Anders zu hören, das führt die stumme Rede des Autors – während im Bild MG-Salven aus dem lybischen Bürgerkrieg erklingen – auf das Wiener Led Zeppelin-Konzert vom 26. Juni 1980 zurück, von dem dem Ich ein Tinitus geblieben sei. Der

Tinitus-Pfeifton ist dann sehr wohl zu hören, während das Bild – vielleicht entlang des Wort-Gleichklangs – vom Tinitus zum Tsunami übergeht. Der Tsunami (in Japan 2011) schwemmt Autos, Schiffe, Helicopter davon – ein Schreckensbild als wässriges Gegenüber zu den Londoner Helicopter-Feuerbildern. Wo schwemmt er sie hin? Vielleicht in die stellenweise mit liegengebliebenen Schiffswracks übersäte Wüste des einstigen Aralsees: Mit diesem ebenso ruinösen wie idyllischen Anblick endet der Film, dazu die mit dem Schrifttitel "home" einsetzende Wall-of-Sound-Symphonik des Wiener Rockgitarrenorchesters Thalija.

Bevor "I can't cry much louder than this" in seiner abschließenden Wendung unvermittelt ins Erhabene oder gar Biblisch-Prophetische (von der Anarchie zur Arche Noah...) mündet, hat er davor schon zwei witzige Wendungen ins Weltliche und Allzumenschliche der Politik und industriellen Medientechnik genommen. Die eine ist eine Sequenz zum Thema Synchronstimmen, die u.a. mit einem kalauernden Obama aufwartet und unversehens an das "Politiker-Karaoke" der Wiener Synchronstimmenkomiker Maschek erinnert; und plötzlich verausgibt sich das Lettering der Titel in einer endlosen Liste der Film-Mimen und -Stars, die der Synchronsprecher Joachim Tennstedt eingedeutscht hat.

Die andere Wendung ist ein Spiel mit dem Abdecken von Augen, die – vermittelt über die Nachrichten-Kamera – auf Straßendemos mit Fahnen und Transparenten blicken: Schließe ich das rechte Auge, bekommt das Bild einen roten Farbton, schließe ich das linke, einen grünen. So wird das Pathos der Subjektivität von Wahrnehmung heruntergefahren ins Materielle von Einschreibungen und Gags, denn: Die spielerische Analytik einer Stereoskopie, die auf das Synthetisieren einer jeweils rot und grün getönten Ansicht hinausläuft, bringt zum einen ein (antiquiertes) 3D-Bildverfahren ins Spiel. Und 3D, das kennen und mögen wir alle. Zum zweiten färben die Richtungs- und Farbcodes unvermeidlich auf die Bilder der politischen Demos ab, bei denen ja auch rote und grüne Transparente getragen werden, und so sieht das offene linke Auge eher das kommunistische Rot der Athener Proteste, das rechte eher das islamistische Grün der "Arabellion".

In dieser Sequenz ist ein markantes Wort zu lesen: "hue", was "Farbton" bedeutet, aber auch "Geschrei" heißen kann. Vielleicht liegt hierin ein synästhetischer Aufschluss für den vieldeutigen Anspruch, den der sprachlose Filmtitel stellt: "To cry" heißt schließlich "schreien" ebenso wie "weinen", und das Weinen ist – pathetisch gesprochen – die stimmlose, dennoch beredete Sprache der Augen, zumal jener, die anders sehen (zumal postrevolutionäre Entwicklungen zum Gottesstaat, bei denen uns zum Weinen ist). Falls das wiederum zu pathetisch ist, liefert "I can't cry much louder than this" auch dazu gleich das motivische Korrektiv im Sinn einer materialistisch-sinnspielerischen Übersetzung mit, denn:

Weinen ist ja auch das, was ein Auge tut, wenn es mit Tränengas in Berührung kommt (wie die Demonstrant_innen in den Bildern). Oder auch wenn es eine Zeit lang zugekniffen bzw. zugehalten wird. Was kommt dann heraus? Eben: *hue from the eye. From the I to you.*

Dezember 2012